

Stenzel, J., Kleine Schriften zur griechischen Philosophie. 2. Auflage, gr. 8° (350 S.) Darmstadt 1957, Gentner. 26.60 DM.

St. gehört zu jenen Platondeutern, die der Platonforschung neue Antriebskräfte geben. Welcher Art diese Impulse waren, zeigt vorliegende Sammlung von Abhandlungen zur griechischen Philosophie, die in Buchform Aufsätze zusammenfaßt, welche zu verschiedenen Zeiten entstanden sind (VI). Der größte Teil dieser Aufsätze behandelt Fragen der platonischen Philosophie. Sie wollen das Ganze von seinen Teilen her zu verstehen suchen und weisen damit hin auf die tragende Bedeutung, welche diese Teile im Bereiche des Gesamtgefüges besitzen. St. deckt in diesen Abhandlungen u. a. die Quellbereiche platonischen Denkens auf und geht dem Entstehen seiner Terminologie nach.

Die Begriffe „ζῶον“ und „ζῆνσις“ (1—31) stellen Grundzüge des Psychischen dar; aus der Betrachtung der Gestirne (15) wurde diese astronomisch-mystische Terminologie gewonnen. Einfluß auf die philosophische Begriffsbildung hat auch die griechische Sprache (72—84). Dies wird u. a. auch sichtbar durch die Untersuchung der Erkenntnistheorie des VII. platonischen Briefes (85—106), die deutlich macht, wie an der Entwicklung der platonischen Philosophie der Eidolon-Begriff beteiligt ist. Die richtige Deutung des platonischen Gedankengefüges muß wissen um das Zusammenspiel von Philosophie, Sprache, Stil und um das Dichterische und Religiöse als Quellbereiche platonischer Terminologie (107—126).

In der Untersuchung über die Entstehung des Geistbegriffes (127—150) soll das Griechentum im allgemeinen von seinen eigenen inneren Antriebskräften heraus verstanden werden, wie vor allem das Neue, was sokratisch-platonisches Denken ihm schenkte: der Nus und das Gute gehören zusammen; das platonische Gute bleibt nicht nur im Bereich des Ethischen, sondern soll gleichzeitig die Leistung des vorplatonischen Geistbegriffes übernehmen (143 144 148). Einsicht in den Zusammenhang der Erkenntnisstufen vermittelt die Untersuchung des Begriffes der „Erleuchtung“ (151—170); sie zeigt vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus, wie Vielheit aus der Einheit begriffen wird. Die Erörterung des Problems der Willensfreiheit (171—187) erhellt ebenfalls von einem Teilproblem her das Ganze platonischen Denkens. Jede sittliche Einzeltat des Menschen ist in die umfassende Einheit von Mensch und Welt eingebettet (186). Die Person findet sich wieder in dem wahren Sein der Wirklichkeit, da sie in der durch die Anamnesis-Lehre vermittelten gegenständlichen Erkenntnis ihre individuelle Selbstbildung vollzieht. Die reinere und stärkere Existenz des Ding-an-sich wird gleichsam zum Sein der unsterblichen Seele (184). Damit ist die Suprematie des Wissens als Kern des Freiheitsproblems aufgewiesen (175), gleichzeitig aber auch die Vergegenständlichung des inneren Menschen, wie es schon die Apologie belegt. Aus dieser Problemerkörterung ersieht man, daß Wissen im Dienste der Menschenformung steht, die ihren umfassendsten Ausdruck in der Idee des Guten findet (271—299: Wissenschaft und Bildung im platonischen Erziehungsbegriff).

Wichtig für alle Platoninterpretation ist die Kenntnis von den inneren Aufbaugesetzen der Dialoge (333—344); ihr philosophischer Gehalt ist nur aus der Bewegung zum Ganzen hin zu verstehen (335); dieser wird auch oft durch das Gegenteil verdeutlicht. Der Gedankengang erhält seine besondere Prägung durch den jeweiligen Anteil der Gesprächspartner. Ausdruck der Einheit des gesamten literarischen Werkes ist die Gestalt des Sokrates. Die Frage nach dem Guten ist charakteristisch zur Erhellung seiner Persönlichkeit (48—59: Zur Logik des Sokrates). Für die künstlerische Gestalt der Dialoge ist er ebenso bedeutsam (32—47) wie für das Verhältnis von Form und Gehalt. Durch Aufgabe der strengen sokratischen Dialogform (42) bringt der Staat eine Wendung, da damit die künstlerische Schönheit zu schwinden beginnt.

Kennzeichnend für Platons Denken ist die Verbindung von Mathematik und Philosophie. Die Mathematik wird in der Wirklichkeit wie in einer großen Figur anschaulich (319—332: Anschauung und Denken in der klassischen Theorie der griechischen Mathematik). Mit ihrer Hilfe sucht Platon das Konkrete, die Aisthesis, zu erfassen (345—350) und den Dualismus zu überwinden (350). Die mathematische Proportionenlehre (188—219: Zur Theorie des Logos bei Aristoteles) führt in

den Kern der Ideenlehre, zeigt die Abhängigkeit aristotelischer Logik von Platon (188) und erweist das „*ἀναλογία ἐν*“ als ein wichtiges heuristisches Prinzip (199).

Rückblickend darf man sagen, daß uns vieles mit der Antike verbindet (vgl. 300—306: Was ist lebendig und was ist tot in der Philosophie des klassischen Altertums?); vor allem ist es die Identität aller echten Fragen der Philosophie (302). Die Begegnung mit der antiken Philosophie muß eine neue Metamorphose griechischen Denkens werden. Eine solche findet sich bei Hegel (307—318), der „im eigenen Denken den Problemen der Antike wiederbegegnete“ (315). Der Verf. meint 317, an der hegelschen Auffassung der Antike werde klar, wie nahe wir der antiken Fragestellung seien, und deshalb könne Hegel die Einheit abendländischen Denkens darstellen helfen (318). Man sollte freilich Philosophen wie Trendelenburg, Brentano und die mit griechischem Denken so eng verbundene neuere Scholastik dabei nicht übergehen.

K. E n n e n S. J.

Neuhäusler, A., *Der Mensch und die Abstammungslehre*. Dalp-Taschenbücher, 345. 8° (118 S.) Bern und München 1958, Francke und Lehnen.

Diese hier vorgelegte Abstammungslehre hat vor allem den großen Vorteil, daß sie gut naturphilosophisch durchdacht ist und nicht einfach eine Materialsammlung darstellt. Sie dürfte deshalb gerade für den philosophisch bzw. naturphilosophisch interessierten Leser von besonderem Wert sein. Auch das Tatsachenmaterial ist, soweit es für eine allgemeine Übersicht notwendig ist, in genügender Vollständigkeit vorgeführt. Der Verf. hält sich hierbei an die entscheidenden Literaturquellen (Heberer, Rensch, Kälin, Portmann, Zimmermann). Ein nicht geringer Vorzug dieser Abstammungslehre ist ihre allgemeine Verständlichkeit, die ohne den Ballast umständlicher Begriffsbildungen auskommt.

In der Einleitung betont der Verf., daß wir uns eine „kühle Freiheit vom emotionalen Für und Wider“ (6) aneignen müssen, wenn das Problem der Abstammungslehre und die Rolle des Menschen in ihm richtig durchdacht werden soll. Als methodische Richtlinie wird folgendes herausgestellt: Wenn nach dem Menschen innerhalb der Abstammungslehre gefragt wird, sind grundsätzlich zwei Wege verbindlich vorgeschrieben. Der erste ist der Weg der naturwissenschaftlichen Erfahrung, der zweite der Weg der menschlichen Selbstgewißheit. Der eine ist also der Weg von außen (der Weg der Funde und Befunde), der andere ist der Weg von innen her. Nur aus beiden Gesichtspunkten erwächst die wahre wissenschaftliche Überzeugung.

Das 1. Kapitel behandelt die *Abstammungslehre*, und zwar zuerst die Argumente für die *Evolution*: die abgestufte Ähnlichkeit der Lebewesen, die Dokumentation der Geschichte des Lebens, die rudimentären Organe und schließlich das biogenetische Grundgesetz. In diesem Kapitel wird der fossilen Dokumentation das Hauptgewicht des Beweises zugeschrieben. „Es ist das wichtigste der Abstammungslehre überhaupt, von dessen Kraft alle andern erst leben“ (14). Ausführlich wird auch das Problem der Lückenhaftigkeit der Funde diskutiert und auf die „hinzunehmende Unzulänglichkeit der paläontologischen Bemühung“ (13) zurückgeführt. Wenn tatsächlich Fundreihen vorhanden sind, die eine stammesgeschichtliche Transformation anzeigen, dann wiegen diese positiven Fakten weit schwerer als das bloß negative Faktum, daß es in der Geschichte des Lebens noch vielerorts dunkel für uns ist.

Im 2. Teil des 1. Kapitels erörtert der Verf. die Frage nach dem *Ursprung des Lebens*. Es ist ja unvermeidlich, eine historische Entstehung des Lebens auf der Erde anzunehmen. Bei der Lösung dieser Frage wird immer auch das Virusproblem angeschnitten. Aber die Viren setzen die Existenz höherer lebender Zellen voraus. Sie könnten höchstens als Modelle für Vorstufen des Lebendigen gewertet werden. Ohne „immaterielle Bedingungen“ kommen wir in der Frage der Urzeugung nicht aus. „Die immateriellen Bedingungen für die Urzeugung — wenn wir schon von ihnen zu sprechen wagen — spielten damals gleichsam die Rolle des synthetisierenden Chemikers: Er wartet nicht, daß sich die Elemente von selbst zusammenfinden — zusammen mit der erforderlichen Temperatur und dem nötigen